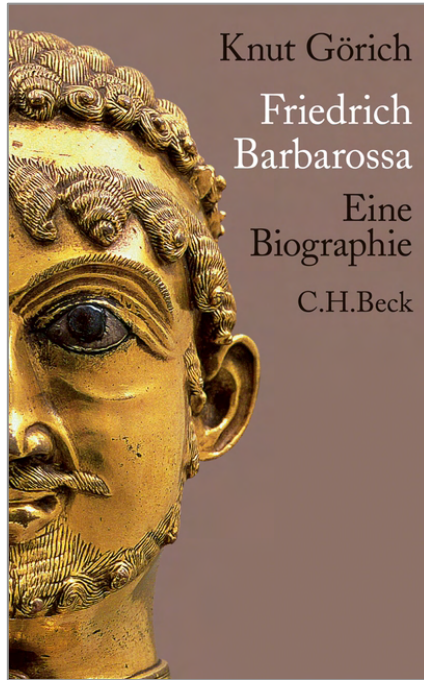


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Knut Görich**  
**Friedrich Barbarossa**  
Eine Biographie

782 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-59823-4

## DENKMALSENTHÜLLUNGEN

Friedrich Barbarossa ist gewissermaßen eine Entdeckung des 19. Jahrhunderts – und zu einem guten Teil auch dessen Erfindung. Noch 1795 bedauerte Georg Wilhelm Friedrich Hegel zutiefst, daß in der Phantasie des deutschen Volkes zwar biblische Könige wie David oder Salomon lebendig seien, die «Helden unseres Vaterlandes» wie etwa der Stauferkaiser aber in den Geschichtsbüchern der Gelehrten schlummerten.<sup>1</sup> Was sich im Laufe des folgenden Jahrhunderts veränderte, veranschaulicht recht deutlich ein Kindheitserlebnis Kaiser Wilhelms II. Als in Aachen ein Denkmal für seinen Vater, den 1888 verstorbenen Kaiser Friedrich III., enthüllt wurde und er aus diesem Anlaß eine seiner vielen Ansprachen hielt, erwähnte er, sein Vater habe ihn als Kind «in einem Prachtwerke blättern lassen, in welchem die Kleinodien, Insignien, Gewänder und Waffen der Kaiser und schließlich die Krone selbst in bunten Farben dargestellt waren. Wie leuchteten ihm die Augen, wenn er dabei von Krönungsfeiern in Aachen und ihren Zeremonien und Mählern erzählte, von Karl dem Großen, von Kaiser Barbarossa und ihrer Herrlichkeit. Stets schloß er damit: «Das alles muß wiederkommen, die Macht des Reiches muß wiedererstehen, und der Glanz der Kaiserkrone muß wieder aufleuchten! Barbarossa muß aus dem Kyffhäuser wieder erlöst werden!»<sup>2</sup> Tatsächlich hatte Friedrich III. verschiedene Initiativen ergriffen, um den neugegründeten Nationalstaat in der tausendjährigen Geschichtstradition des Alten Reichs zu verankern. Dazu gehörte auch die Idee, sich bei seiner eigenen Thronbesteigung als Nachfolger der drei staufischen und habsburgischen Kaiser namens Friedrich den Namen und Titel «Friedrich IV.» zu geben – bevor es dann doch bei der Zählung der preußischen Friedrichs blieb, die ihn als dritten Friedrich zum Nachfolger Friedrichs des Großen machte.<sup>3</sup> Aber eines war damals doch schon offenkundig geworden: Barbarossa schlummerte nicht länger in den Geschichtsbüchern.

Wilhelm II. war 1859 geboren worden – die Szene, die er schilderte, spielte also sicher noch vor dem Deutsch-Französischen Krieg



ABB. I An der Außenfassade des Saalbaus in der 1910 fertiggestellten Kaiserresidenz in Posen wurden Statuen Karls des Großen und Friedrich Barbarossas angebracht. Dem Karolinger ließ Kaiser Wilhelm II. seine eigenen Gesichtszüge geben, dem Staufer die seines Vaters, des 1888 verstorbenen Kaisers Friedrich III.

von 1870/71, der in die Gründung des Deutschen Reichs und die Proklamation seines Großvaters, des preußischen Königs Wilhelm I., zum Deutschen Kaiser in Versailles mündete. Bei dem «Prachtwerk», in dem der kleine Wilhelm blättern durfte, handelte es sich um die unerhört aufwendig gestaltete und mit 220 Talern auch unerhört teure zweibändige Edition «Die Kleinodien des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation», die der Aachener Kanoniker Franz Bock 1864 dem österreichischen Kaiser Franz Joseph I. widmete.<sup>4</sup> Dieses

Buch dürfte kaum einer von Wilhelms Aachener Zuhörern jemals gesehen haben, seine Anspielung auf den Kyffhäuser aber war jedem verständlich. Die Gebrüder Grimm hatten die Sage vom Kaiser, der im Berg schläft, 1816 in ihrer vielgelesenen Märchen- und Sagensammlung unter dem Titel «Friedrich Rotbart im Kyffhäuser» veröffentlicht und damit erstmals einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Die Popularisierung, der dann Friedrich Rückert 1817 den Stoff unterworfen hatte, kannte jeder: «Der alte Barbarossa, / Der Kaiser Friederich, / Im unterirdschen Schlosse / Hält er verzaubert sich. / Er ist niemals gestorben, / Er lebt darin noch jetzt; / Er hat im Schloss verborgen / Zum Schlaf sich hingesezt. / Er hat hinab genommen / Des Reiches Herrlichkeit, / Und wird einst wiederkommen, / Mit ihr, zu seiner Zeit. [...] / Er nickt als wie im Traume, / Sein Aug' halb offen zwinkt; / Und je nach langem Raume / Er einem Knaben winkt. / Er spricht im Schlaf zum Knaben: / Geh hin vors Schloss, o Zwerg, / Und sieh, ob noch die Raben/ Herfliegen um den Berg. / Und wenn die alten Raben / Noch fliegen immerdar, / So muß ich auch noch schlafen / Verzaubert hundert Jahr.»<sup>5</sup>

Daß Barbarossa zum deutschen Nationalmythos werden konnte, war den politischen Sehnsüchten des frühen 19. Jahrhunderts geschuldet: die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806, die Niederlagen gegen Napoleon, die beklagte Zersplitterung Deutschlands und die Hoffnung auf einen künftigen deutschen Nationalstaat bildeten den zeitgeschichtlichen Hintergrund, vor dem die Geschichte vom schlafenden, aber wiederkehrenden Kaiser zum Symbol der erhofften nationalen Einheit werden konnte.<sup>6</sup> Der Staufer war binnen weniger Jahrzehnte zum so selbstverständlichen Bezugspunkt des nationalen Macht-, Reichs- und Einheitsgedankens geworden, daß selbst jene, die auf demokratische Gestaltung der Nation hofften und die Monarchie als künftige Staatsform zurückwiesen, sich noch auf den Kaiser bezogen, indem sie ihn ablehnten: Heinrich Heine empfahl in seinem 1844 erschienenen «Deutschland. Ein Wintermärchen», Barbarossa möge als altes Fabelwesen doch einfach im Kyffhäuser bleiben. Aber die Gründung des Deutschen Reichs unter Preußens Führung bescherte dem Kaiser dann doch noch einen festen Platz im Geschichtsbewußtsein der Deutschen, denn Geschichte und Legitimation des neuen Reichs wurden im Mittelalter gesucht, als dessen Höhepunkt die Zeit der staufischen Kaiser galt. Zum Empfang

der 1871 aus Frankreich zurückkehrenden Truppen wurden in den Hoftheatern heute vollständig vergessene Stauferdramen zur Aufführung gebracht – in Stuttgart «Kaiser Rotbarts Erwachen», in Karlsruhe «Kaiser Rotbart» und in Berlin «Barbarossa. Dichtung in einem Aufzug». Der Münchener Professor Johann Nepomuk Sepp (1816–1909), Abgeordneter der Bayerischen Patriotenpartei und Befürworter der Reichseinigung, fühlte sich bemüßigt, Rückerts «Barbarossa» zu Ende zu dichten: «Erfüllt ist jetzt die Sage, / Gekommen ist zugleich – / Gott segne diese Tage! – / Der Kaiser und das Reich.»<sup>7</sup> Bereits in Dietrich Grabbes 1829 entstandenem Schauspiel «Kaiser Friedrich Barbarossa» war jener Gedanke angeklungen, der nach 1870/71 immer wieder zur Stiftung geschichtlicher Kontinuität in Anspruch genommen wurde und die Reichsgründung mit der Aura historischer Notwendigkeit umgab – daß nämlich die preußischen Nachfahren der schwäbischen Grafen von Hohenzollern das Erbe ihrer früheren staufischen Lehnsherren annehmen und deren historischen Auftrag vollenden würden. Die historische Ansippung der Hohenzollern an die Staufer wies in die Zukunft, Wilhelm I. «Weißbart» (*Barbablanca*) hatte Friedrich I. «Rotbart» (*Barbarossa*) aus dem Berg erlöst. Die mit großem persönlichem Einsatz betriebenen Bemühungen Wilhelms II., das Andenken an seinen Großvater als das an «Wilhelm den Großen» zu sichern, setzte vollends den Prozeß staatlicher Mythenaneignung in Gang, die der Reichsgründung ihre historische Tiefendimension verleihen sollte. Staufer- und Hohenzollernkaiser wurden geradezu typologisch aufeinander bezogen, der mittelalterliche Kaiser zum Vorgänger seines preußisch-kleindeutschen Nachfolgers stilisiert. Bilder und Denkmäler bedienten das Bedürfnis nach politischer und kultureller Selbstvergewisserung. Die Pfalz der salischen Kaiser in Goslar wurde in der Absicht, ein Zeugnis mittelalterlicher Kaiserherrschaft in ein Denkmal des neuen Kaisertums zu verwandeln, nach 1871 aufwendig im Geschmack des Historismus restauriert. Der Bilderzyklus des Kaisersaals von Hermann Wislicenus, der das deutsche Kaisertum in Märchen und Sage, in Vergangenheit und Gegenwart feierte, wurde 1896 vollendet, im gleichen Jahr wie das gewaltige Denkmal, das die im konservativen «Deutschen Kriegerbund» vereinigten Veteranen der Kriege von 1866 und 1870/71 ihrem verstorbenen Feldherrn auf dem Kyffhäuser setzten. Vor dem steil aufragenden Turm mit dem Reiterdenkmal Wil-



ABB. 2 Die 1900/01 errichteten Reiterdenkmale für Wilhelm I. und Barbarossa vor der Goslarer Kaiserpfalz.

helms I. saß am Sockel auf seinem Thron der erwachende Barbarossa, der Staufer und der Hohenzoller erscheinen als Repräsentanten einer das versunkene und das neue Reich überspannenden, personalisierten Reichsidee – ein Zusammenhang, den auch Wilhelm II. in seiner Festrede vor den versammelten deutschen Fürsten und 30 000 Kriegsveteranen herstellte: «Noch heute wird das deutsche Gemüt mächtig ergriffen von der glanzvollen Herrlichkeit des Hohenstaufferreiches.» Die Einweihung des Denkmals hatte der Kaiser im fünfundzwanzigsten Jahr der Reichsgründung mit Bedacht auf den 18. Juni 1896 gelegt: An diesem Tag war 1815 Napoleon in der Schlacht von Waterloo besiegt worden, an diesem Tag war 1871 Wilhelm I. nach dem Sieg über Frankreich in Berlin eingezogen.

Die Datumssymbolik weist darauf hin, in welchem Ausmaß die Geschichte des mittelalterlichen Kaisers bereits als Machtgeschichte gedeutet und gleichzeitig als politischer Auftrag an die eigene Gegenwart verstanden wurde. Das national verklärte Mittelalter und der er-



ABB. 3 Auch Barbarossas Erwachen gehört zu den Wandbildern des Goslarer Kaisersaals. Die Blickrichtung des Staufers geht zum zentralen Bild in der Saalmitte, das Wilhelm I., umgeben von seinen mittelalterlichen Amtsvorgängern, als Vollender des Kaisertums zeigt.

hoffte Triumph der verspäteten Nation in Europa gingen eine politisch aggressive Verbindung ein, für die der Name des Stauferkaisers geradezu Symbolcharakter gewann. Daß der Angriffskrieg gegen die Sowjetunion im Juni 1941 als «Unternehmen Barbarossa» geplant wurde, wäre nicht möglich gewesen ohne die fragwürdige Karriere des Staufers als Symbolgestalt nationaler Wiedergeburt und, damit untrennbar verbunden, als mittelalterliche Projektionsfläche für die machtpolitischen Ambitionen des Reichs in der Gegenwart. Der spezifische Beitrag der Historiker zu diesem Geschichtsbild bestand in der Monumentalisierung des Kaisers im Zeichen der Macht. In diesem Sinne schrieb schon Hans Prutz, Professor der Geschichte in Königsberg (1843–1929), im 1874 erschienenen, dritten und letzten Teilband seiner Biographie, der überhaupt ersten wissenschaftlichen Gesamtdarstellung Friedrich Barbarossas: «Von unseren Tagen des neuen deutschen Kaiserthums abgesehen hat sich das deutsche Volk niemals so als Nation gefühlt, ist es niemals von einem so lebendigen, so wirksamen Nationalgefühle, von einem so freudigen und so durchaus berechtigten Nationalstolze erfüllt gewesen als in den Tagen



ABB. 4 Das «Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmal» auf dem Kyffhäuser. Eine sechs Meter hohe Sandsteinfigur zeigt den schlafenden Barbarossa, wie ihn Rückerts Gedicht beschreibt. Sie wird von einem Turm überragt, dem ein elf Meter hohes Reiterdenkmal Wilhelms I. vorgelagert ist.

Friedrichs I. [...] Die Siege Kaiser Friedrichs haben das deutsche Volk sich seine Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit wiederum bewußt werden lassen, sie haben es wieder gelehrt in seiner nationalen Kraft anderen Nationen gegenüber sich zu fühlen.»<sup>8</sup> Auch Wilhelm von Giesebrecht (1814–1889), Professor der Geschichte erst in Königsberg, dann in München, zudem Autor einer sechsbändigen Geschichte der deutschen Kaiserzeit, die größten Einfluß auf das Geschichtsbild des deutschen Bildungsbürgertums hatte, betonte die Bedeutung des Staufers «für unsere nationale Entwicklung».<sup>9</sup> Vergleichbare Einschätzungen sind Legion. Natürlich erkannten die Historiker die Andersartigkeit des Mittelalters, sie stellten sie aber «trotzdem mutig in Dienst für eine historisch-politische Entwicklung, die zielstrebig auf die eigene Gegenwart zulief und an einer erhofften Zukunft mitbaute»,<sup>10</sup> indem sie sie den entwicklungsgeschichtlichen Zwangsläufigkeiten einer Modernisierungsgeschichte unterwarfen – gerade so,



als ob Barbarossas Absichten und Handlungen auf das Ziel hätten ausgerichtet sein müssen, ein starkes Königtum als Voraussetzung eines künftigen deutschen Nationalstaates zu schaffen. Die politischen Sehnsüchte, Enttäuschungen und Erwartungen des 19. Jahrhunderts stellten die Kriterien bereit, an denen sich das Urteil über den mittelalterlichen Kaiser bemaß. Mittelalterliche Herrscher wurden so zu frühen Repräsentanten einer auch für die eigene Gegenwart ersehnten starken monarchischen Zentralgewalt. Der vergleichende Blick auf England und Frankreich schien zu lehren, daß ein bereits im Mittelalter starkes Königtum auch die Voraussetzung eines starken Nationalstaates war. Die Frage nach den Gründen, weshalb sich in Deutschland keine starke Königsherrschaft ausgebildet hatte, lenkte den Blick der Historiker auf die Fürsten mit ihren Partikularinteressen und auf das Papsttum mit seinem Überordnungsanspruch über weltliche Herrscher. Die vermeintlichen Totengräber eines machtvollen Königtums waren gefunden – und damit auch die Verantwortlichen für die Verspätung der deutschen Nation. Das historische Urteil über einen Herrscher bemaß sich deshalb ganz wesentlich daran, wie sehr er seine Macht gegenüber diesen beiden Gewalten zu behaupten oder zu steigern verstand.<sup>11</sup> Dieser wissenschaftsgeschichtlichen Tradition ist viel begeistertes Lob der Rolle Barbarossas beim Sturz Heinrichs des Löwen und der ‹Zerschlagung› seiner Herzogtümer geschuldet oder seiner diplomatischen Winkelzüge gegenüber dem Papst, die ihn auf der Höhe seines ‹staatsmännischen Könnens› zeigten; das Pendant dazu waren besorgte Erwägungen, inwieweit die Bindung des Kaisertums an die römische Kirche, die ihren deutlichsten Ausdruck in der Kaiserkrönung durch den Papst fand, und die jahrelangen Kämpfe gegen oberitalienische Städte Barbarossa zu einer Politik gezwungen hatten, die der nationalen Entwicklung späterer Zeiten wenig förderlich war. An dieser Frage entzündete sich der lebhafteste Historikerstreit des 19. Jahrhunderts, dessen Hauptprotagonisten Julius von Ficker (1826–1902) und Heinrich von Sybel (1817–1895) unter großer öffentlicher Anteilnahme über Vor- und Nachteile der Italienpolitik für die deutsche Nation im Mittelalter stritten.<sup>12</sup>

Für eine biographische Erzählung waren das keine schlechten Voraussetzungen – denn solange das Geschichtsbild den Faktor Macht, die Zunahme von Staatlichkeit und effizienter Herrschaftsausübung akzentuierte,<sup>13</sup> kam auch die Gewißheit über Ziele und Motive der

Herrscher, über den Sinn ihrer Politik und damit auch ihres dem Historiker zugänglichen Lebens nicht abhandeln. Das Bild Barbarossas wurde auffälligerweise nie von einer wirkmächtigen Biographie geprägt – ganz im Gegensatz zu dem seines Enkels Friedrich II.: ausgehend von Friedrich Nietzsches und Stefan Georges Vorstellungen, daß Geschichtsschreibung der Gegenwart Vorbilder und Orientierung zu vermitteln habe, stilisierte Ernst Kantorowicz in seiner 1927 erschienenen Biographie «Kaiser Friedrich II.» den Enkel Barbarossas zu einem aufgeklärten Herrscher, dessen geistige Interessen und Vorurteilslosigkeit seiner eigenen Zeit ebenso weit vorausgeeilt zu sein schienen wie sein Staat in Süditalien. Dieses idealisierte Bild blieb bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts prägend und wird erst langsam von einer nüchterneren Sicht abgelöst.<sup>14</sup> Das Bild Barbarossas war seit jeher viel weniger spektakulär; es war auch nicht von der Sicht eines einzelnen Historikers geprägt, sondern wurzelte eher in einer allgemein als gültig vorausgesetzten, vom Konsens wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Geschichtserzählung getragenen Herrschervorstellung. In ihr begegneten sich die Mittelalterromantik, die Hoffnungen und Sehnsüchte der Nationalbewegung, die historische Sinnstiftung des Hohenzollernreichs und der Machtstaatsgedanke des 19. Jahrhunderts. Es war das schlichte, aber suggestive Bild vom Herrscher als Staatsmann, der stets lenkend und gestaltend im Zentrum des historischen Geschehens stand, das mit innerer Notwendigkeit auf den Nationalstaat als eigentliches Ziel der Geschichte ausgerichtet war. Die Nationalgeschichte als eine bestimmte Art, Geschichte zu erzählen, prägte auch die Vorstellung von Barbarossa selbst. In ihren Grundzügen im 19. Jahrhundert entstanden, nach 1945 in ihren Zuspitzungen zwar abgeschwächt, blieb sie im Prinzip aber auch noch für die neueren, übrigens gar nicht so zahlreichen Biographien des Stauferkaisers weitgehend bestimmend.<sup>15</sup> Darüber ging oft genug nicht nur die Fremdartigkeit der mittelalterlichen Staatlichkeit, sondern auch der Person eines mittelalterlichen Kaisers verloren. Auf diese Weise wurde er ein «stets kühl kalkulierender Kabinettpolitiker» und schien «abstrakte Staatsnotwendigkeiten» geradewegs zu verkörpern.<sup>16</sup> Der Staufer versteinerte als Personifikation des Machtgedankens.

Dieses Koordinatensystem für die historische Einordnung Barbarossas hat seine Gültigkeit mittlerweile unwiderrufflich verloren. Die

Ursachen dafür sind vielfältig. An erster Stelle steht der mit dem Ende des Dritten Reichs 1945 zwar nicht abrupt, aber doch sehr nachhaltig einsetzende Wandel des Geschichtsbilds. Der Nationalmythos Barbarossa überlebte die Erfahrung der selbstverschuldeten deutschen Katastrophen nicht. Ein Kaiser konnte weder der Bundesrepublik noch der DDR zur politischen Selbstvergewisserung taugen; außerdem hatte ein Jahrhundert Arbeit am nationalen Geschichtsbild aus dem sagenhaften Kaiser, der schlafend in den Berg entrückt war, einen Machtpolitiker gemacht, der die katastrophenträchtige Tradition deutscher Aggressionen in Europa geradezu personifizierte. Auch innerhalb der Geschichtswissenschaft änderten sich die Deutungsvoraussetzungen, weil sich langsam ein anderes Verständnis von mittelalterlicher Staatlichkeit und Königsherrschaft durchsetzte. Allzu lange und allzu selbstverständlich waren moderne Verfassungsvorstellungen in die mittelalterlichen Jahrhunderte zurückprojiziert worden. «Generationen von Historikern und Rechtshistorikern hatten sich im 19. und 20. Jahrhundert bemüht, die gelebte Vielfalt gesellschaftlicher Bindungen und Bezüge mit modernen Begriffen zu kategorisieren»; erst auf diese Weise war allmählich, sozusagen als zweite historische Wirklichkeit, die (Rechts-)Verfassung jener Zeiten als ein System abstrakt-genereller Regeln entstanden, gerade so, als ob die Zeitgenossen – aus welchen Gründen auch immer – sie selbst aufzuzeichnen vergessen hätten.<sup>17</sup> So wurden Entwicklungen akzentuiert, die sich als Vorstufen des Rechtssetzungs- und Gewaltmonopols moderner Staatlichkeit verstehen ließen, so daß das 12. Jahrhundert gewissermaßen schon als Weg in die Moderne gelten konnte. Mittlerweile ist ebenso erkannt wie anerkannt, daß die politisch-sozialen Ordnungen der Vormoderne über eine viel offenere Verfassung verfügten und daher in viel stärkerem Maße auf Konsens und Aushandlungsprozesse angewiesen waren, als es für einen modernen Staat mit seinem unbestrittenen institutionellen Zwangsapparat gilt. Auch war das Reich kein überpersönlicher Staat, der unabhängig von der Gegenwart des Herrschers bestand; es war vielmehr eine personal bestimmte Herrschafts- und Staatsordnung, die eigentlich nur in der Gemeinschaft der Großen existierte, die sich auf den Hoftagen als «politischen Verdichtungspunkten» des Reichs zu Beratungen versammelten.<sup>18</sup> In solchen feierlichen Versammlungen wurde das Reich nicht nur «als einträchtig handelnde, hierarchisch strukturierte Personengesamtheit zur An-

schauung gebracht und sinnlich erfahrbar *dargestellt*», sondern auch erst «in einem Verbindlichkeit stiftenden Sinne *hergestellt*».<sup>19</sup> Parallel zu diesen Einsichten entstand auch eine größere Sensibilität für die Konsequenzen herrschender Darstellungsweisen des Vergangenen («Meistererzählungen», «Metanarrative»),<sup>20</sup> die unter modernisierungs- oder ideengeschichtlichem Vorzeichen häufig genug die ursprüngliche Offenheit der historischen Situation hinter vermeintlich zwangsläufigen Kausalitäten verbergen.

Demgegenüber kommt es darauf an, das historische Geschehen wieder an den Handlungshorizont der Zeitgenossen zurückzubinden, ihre Ratlosigkeit und ihre Suchbewegung zurückzugewinnen, um ihre – aus heutiger Sicht – Vergangenheit gewordene Zukunft nicht als Ergebnis eines einfach geplanten Entwurfs mißzuverstehen, sondern als häufig genug ungeplante Folge menschlichen Handelns anzuerkennen.<sup>21</sup> Ideen und politische Ereignisse verhielten sich auch zu Barbarossas Zeiten nicht einfach wie Ursache und Wirkung zueinander. Verbunden mit diesen Erkenntnisprozessen ist auch die Einsicht, daß der Herrscher nicht stets impulsgebendes Zentrum des politischen Geschehens war; zumal die neueren Forschungen zum Hof des Königs haben die Wechselseitigkeit erwiesen, die zwischen seinem politischen Handeln und den Erwartungen seines Umfelds bestanden.<sup>22</sup> Diese veränderten Sichtweisen auf die Königsherrschaft sind von zunehmender Skepsis begleitet, die Person des Herrschers überhaupt noch hinreichend deutlich erkennen zu können, weil sein persönlicher Anteil am politischen Geschehen generell nur schwer oder gar nicht greifbar ist. Nicht zu Unrecht wurde deshalb vorgeschlagen, Barbarossa grundsätzlich nur als «Chiffre» für die Ursache aller politischen Äußerungen, Maßnahmen und Zielsetzungen zu verstehen, die die Quellen mit seinem Namen verbinden.<sup>23</sup>

Solche Relativierungen sind für den Versuch, eine Biographie dieses Kaisers zu schreiben, eigentlich wenig ermutigend, machten sie nicht mittelbar auch auf die Konstruktionsleistung aufmerksam, die hinter jeder historischen, besonders aber der biographischen Erzählung steckt; schon die Auswahl aus der Fülle der Ereignisse unterlegt einem Leben eine bestimmte Zielgerichtetheit, die es so wahrscheinlich nie besessen hatte. Stringenz und Zusammenhang ist zu einem großen Teil erst das Ergebnis eines retrospektiven Sinngebungsprozesses. Pierre Bourdieu spricht deshalb gleichermaßen treffend wie

herausfordernd von der «biographischen Illusion».<sup>24</sup> In welchem Ausmaß ihr auch mein Vorhaben unterliegt, das Leben des Staufers erzählen zu wollen, macht schon ein Blick auf die Quellen deutlich.

Von Barbarossa gibt es so gut wie keine unzweifelhaft als authentisch verbürgte Selbstaussage; die knapp eintausend Urkunden, die unter seinem Namen überliefert sind, bieten dafür nur höchst begrenzten Ersatz – auch wenn sie natürlich wichtige Einblicke in die rechtlichen und politischen Verhältnisse des Reichs erlauben –, denn der Kaiser konnte weder lesen noch schreiben, und die lateinische Sprache, in der die Texte verfaßt wurden, lernte er erst gegen Ende seines Lebens gut zu verstehen und auch zu sprechen. Nicht einmal der Name, der im Laufe eines Lebens eigentlich Identität verbürgt, garantiert also Zugang zum authentischen persönlichen Willen des Staufers. Ganz abgesehen davon war die Praxis, daß der Urkundenaussteller häufig genug ohnehin nicht wußte, was in seinem Namen geschrieben wurde, so verbreitet, daß Papst Urban III. den Kaiser auf diesen Sachverhalt bei Gelegenheit als selbstverständliche Begleiterscheinung sowohl päpstlicher wie kaiserlicher Herrschaftsausübung aufmerksam machte.<sup>25</sup> Informationen zu Barbarossas Leben und Taten liefern viele Urkunden anderer Herrschaftsträger, auch Briefsammungen wie namentlich jene des Abtes Wibald von Stablo für die ersten Regierungsjahre, vor allem aber die von England bis Byzanz, von Dänemark bis Sizilien verstreuten Geschichtswerke, von denen freilich kein einziges den langen Zeitraum der 38 Herrschaftsjahre des Kaisers vollständig umfaßt. Sie erhellen nur höchst ungleichmäßig das Handeln des Staufers, und manche Phasen wie die sechs Jahre zwischen 1168 und 1174, die er als überhaupt längsten Zeitraum seiner Herrschaft ununterbrochen in Deutschland verbracht hat, geraten ihrer Ereignisarmut wegen kaum in den Fokus der Geschichtsschreiber; selbst der ausführlichste Bericht über ein so zentrales Ereignis wie den Sturz Heinrichs des Löwen stammt aus keiner unmittelbar zeitgenössischen Quelle, sondern aus der erst Jahrzehnte später entstandenen Slawenchronik des Abtes Arnold aus Lübeck. Für die Jahre bis 1160 steht mit den «Taten Friedrichs» (*Gesta Frederici*) des Bischofs Otto von Freising und seines Fortsetzers Rahewin eine gut informierte, aber auch höchst einseitige Quelle zur Verfügung. Deren Berichte zumal über die Konflikte mit oberitalienischen Städten werden durch die Werke des Otto Morena und seines Sohnes Acerbus aus

Lodi, die Annalen des Vinzenz von Prag, der im Gefolge seines Herrn, des Bischofs Daniel von Prag, mehrfach Augenzeuge der Ereignisse war, und schließlich durch den «Bericht von der Bedrückung und Unterwerfung der Lombardei» (*Narratio de Longobardie obpressione et subiectione*) eines anonymen Mailänders gut ergänzt. Auch die Genueser Annalen des Caffaro und Oberto sowie die Pisaner Annalen des Bernardo Maragone liefern über die Verbindungen dieser beiden bedeutenden Seestädte zum Kaiser nicht nur wichtige, sondern auch höchst anschauliche Details. Für das Verhältnis zu den Päpsten sind die Viten Hadrians IV. und Alexanders III. aufschlußreich, die Kardinal Boso unter dem Eindruck der von Barbarossa nicht gerade ausgelöst, aber maßgeblich beeinflussten, fast zwanzigjährigen Kirchenspaltung verfaßte. Während seines Kreuzzugs geriet der Kaiser schließlich in den Berichtshorizont vieler europäischer und islamischer Geschichtsschreiber. Die ausführlichste Überlieferung (*Historia de expeditione*) ist mit dem Namen eines österreichischen Klerikers namens Ansbert verbunden, dessen Text aber über weite Strecken auf dem sogenannten Tagebuch des Passauer Domdekans Tageno beruht, das wiederum in der Chronik des Magnus von Reichersberg überliefert ist. Außerdem stehen die Kreuzzugsgeschichte eines anonym gebliebenen Mönchs aus Salem (*Historia peregrinorum*) sowie die einem deutschen Kreuzfahrer zugeschriebenen Kapitel einer englischen Kreuzzugschronik (*Itinerarium peregrinorum*) zur Verfügung, aber auch das Werk des byzantinischen Geschichtsschreibers Niketas Choniates sowie manche einschlägigen Passagen in islamischen Quellen.

Zu nennen sind außerdem zwei lateinische Dichtungen, die den ersten beiden Italienzügen des Staufers gelten – das zeitgenössische *Carmina de gestis Frederici imperatoris in Lombardia* eines wohl aus Bergamo stammenden, anonymen Autors und das Epos *Ligurinus*, das Gunther, ein Hofkaplan Barbarossas, verfaßte, der auch Erzieher seiner Söhne war. Beide Texte sind deshalb aufschlußreich, weil sie die ausschlaggebenden Normen und Handlungsmotive des kriegführenden Laienadels deutlicher akzentuieren als die Geschichtswerke geistlicher Autoren. Das ist längst keine vollständige Aufzählung. Aber die wechselnden Perspektiven und Voreingenommenheiten, die durch die Eigengesetzlichkeiten des Erinnerungsprozesses zusätzlich verformt sind,<sup>26</sup> vermitteln einen ersten Eindruck davon, weshalb die Erwartung, durch die Wahrnehmung Barbarossas seitens seiner Zeitgenossen hindurch zu

der tatsächlichen Person des Kaisers vordringen zu wollen, eigentlich recht illusorisch ist. Auch die Urkunden liefern kein objektiveres Bild: lange Zeit als vermeintlich tendenzfreie Quellen der parteiischen Sicht der Geschichtsschreibung gegenübergestellt, erweisen sie sich bei genauerer Rekonstruktion des kommunikativen Kontexts, dem sie entstammen, als ihrerseits «aus der Sicht einer Streitpartei geglättete, stark formalisierte Wiedergabe» vorausgehender Auseinandersetzungen und den Konventionen der Herrscherdarstellung unterworfen.<sup>27</sup>

Dem Vorhaben, eine Biographie des Staufers zu schreiben, stehen also viele methodische Hindernisse im Weg. Wenn ich in diesem Buch dennoch eine Lebensgeschichte Barbarossas erzähle, dann geschieht dies vor allem in der Absicht, den Verführungen retrospektiver Geschichtsdeutung zu widerstehen und das Handeln des Staufers konsequent zu historisieren, aus seiner Zeit heraus zu deuten und seine Beschreibung «nicht an den anachronistischen Fluchtpunkten der Kategorien moderner Staatlichkeit auszurichten».<sup>28</sup> Auch soll sich Barbarossas Leben nicht nach Art eines Historiendramas entfalten, das davon lebt, daß «die Konflikte der Prinzipien, welche die Historiker der Geschichte durch eine spätere Interpretation sinngebend abgewinnen, schon als den handelnden Personen bewußt angenommen werden».<sup>29</sup> Mit dieser Grundentscheidung ist die Chance verbunden, den Habitus des Adligen, der Barbarossa als Sohn des Herzogs von Schwaben zuerst und vor allem anderen war, als prägend für sein politisches Handeln erkennen zu können. Wie die anderen Angehörigen der mittelalterlichen Adelsgesellschaft stellte der Staufer seinen Rang und sein Ansehen über alles und tat deshalb Dinge, «die nach modernen Vorstellungen von Staatsräson und pragmatischer Politik höchst unvernünftig sein konnten»; nach den ungeschriebenen Regeln seiner Zeit und seiner Schicht wäre es aber «sehr unzweckmäßig gewesen, sich anders zu verhalten, denn vom Rang eines Mannes hing alles ab: das Recht auf Mitsprache; die Chance, überhaupt angehört zu werden; die Fähigkeit zum Behaupten der eigenen Herrschaft gegen Rivalen und damit das Festhalten jener materiellen Basis, die wiederum Voraussetzung des gesellschaftlichen Rangs war. Deshalb gab es deutliche Wechselwirkungen zwischen realer politischer Macht und der Fähigkeit, diese Macht repräsentativ vorzuführen und darzustellen.»<sup>30</sup> Ehre – verstanden als öffentlich erwiesenes Zeichen sozialen Respekts, nicht als moralische Kategorie eines irgendwie «anständi-

gen Handelns – stand im Zentrum dieses adligen Habitus. Ehre war Bezugspunkt jeder Visualisierung des herrscherlichen Rangs, und es wird sich zeigen, daß Barbarossa geradezu ein Spezialist für Fragen der Sichtbarmachung seiner herrscherlichen Würde war. Er gehörte von Geburt an zum Kreis jener hohen Adligen, deren Gebaren untrennbar mit dem Anspruch auf Ehrerweisung verbunden war; solchen Menschen galt die lapidare Einsicht der Mönchsregel des heiligen Benedikt, sie sorgten schon durch ihr furchteinflößendes, herrisches Auftreten (*terror*) dafür, daß sie geehrt würden.<sup>31</sup> Daß Barbarossa durch Königs- und Kaiserkrönung an die Spitze dieser Gesellschaft erhoben wurde, milderte und minderte die Schroffheiten seiner durch adlige Erziehung und Sozialisation erworbenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster keineswegs, sondern verlieh ihnen im Gegenteil besondere Schärfe; schließlich galt es, die Autorität von Amt und Person zu wahren – oder, in der Sprache der Zeit, den *honor imperatoris* (Ehre des Kaisers) und den *honor imperii* (Ehre des Reichs).